

## Am den Stillen Ozean.

Die Beherrschung des Stillen Ozeans, auf die Amerika und Japan Anspruch erheben, ist zum großen Teil ein Ringen um den Einfluß in China, das neben den Ver. Staaten das größte am Stillen Ozean gelegene Staatsgebiet ist. Die friedliche Beherrschung des Stillen Ozeans, die der frühere Präsident Roosevelt als die Aufgabe der amerikanischen Politik erklärt hat, ist durch die Festschließung Japans in China, die nach dem Raube Kiautschows erfolgt ist, mehr denn je in Frage gestellt, und sie wird für die Ver. Staaten wohl nur um den Preis blutiger Kämpfe zu erreichen sein, die den Amerikanern über kurz oder lang von dem gelben Rebenbäcker aufzuerzwingen werden dürften. Die hat Japan bereits Amerika in seinen chinesischen Wünschen und Beherrschungen gehemmt hat, das beweist die Geschichte der letzten zehn Jahre.

Man hat in den Ver. Staaten erst spät die japanische Gefahr erkannt und sie selbst heute noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung begriffen. Während des russisch-japanischen Krieges fanden die meisten Japaner beim amerikanischen Publikum in höchster Gunst, und der Bringer des Friedens zwischen den beiden Mächten, Roosevelt, war sich augenscheinlich der verhängnisvollen Folgen nicht bewußt, die Amerika aus der neuen Lage drohen. Die Japaner schienen zunächst vor Fanfaren überaus glücklich, obgleich sie innerlich empört waren, daß sie keine Kriegsgewinnung herauszuschlagen konnten; sie machten auch alle Miene zu der Erleichterung der japanischen Einwanderung nach Amerika, aber in China wurden sie den Pankees bald sehr unangenehm. Obgleich die Chinesen in den Amerikanern nach wie vor ihre aufrichtigen Freunde erkannten, wußten die ausdauernden und rührigen Japaner dennoch durch ihre unheimlichen Ratschläge auf allen Gebieten in China den Amerikanern den Rang abzulieben.

Der amerikanische Tabakstraß fand bereits das japanische Tabakmonopol in China und ebenso erwiderte den amerikanischen Geldgebern der Eisenbahngesellschaften durch Japaner ein heftiger Wettbewerb. Zwar hieß es der amerikanische Eisenbahnkönig Harriman noch vor dem Portsmouther Frieden, der den russisch-japanischen Krieg beendete, mit japanischen Diplomaten einen Plan ausgearbeitet, der die gemeinsame Erwerbung der südmandchurischen Bahn sowie der damit in Zusammenhang stehenden Kohlen-, Holz- und Bergbauverträge bewerkstelligte. Einen Monat nach dem Portsmouther Vertrage schloß aber Japan mit China ein Nachtragsabkommen zur Ausführung des Friedensvertrages in der südlichen Mandchurie und wußte durch List und Festschließung eine Menge von Geheimbestimmungen durchzusetzen, die die Amerika zugewandte „offene Tür“ geradezu verriegelten.

So führte denn Japan gemeinsam mit der chinesischen Regierung den Ausbau des südmandchurischen Eisenbahnnetzes aus. Das dazu nötige Geld wurde in England aufgebracht, und Amerika kam so um die ersten Schritte, die es auf dem Portsmouther Friedenskongreß hatte erringen wollen. Nicht besser ging es mit dem Plan der Errichtung einer großen mandchurischen Bank mit amerikanischem Kapital. Japan ließ diese Gründung nicht zu und setzte sich in der Mandchurie, die es nach dem Friedensvertrage hätte räumen müssen, immer fester. Als die amerikanische Regierung dann 1908 eine Rundgebung ihrer Flotte durch einen Besuch in China plante, rühr Japan dagegen, indem es noch einen Tag früher als China eine amtliche Einladung nach Washington ergab, und auch die Verknüpfung eines intimen politischen Verhältnisses zwischen China und den Ver. Staaten machte es unzulässig, indem es mit Amerika das ziemlich inaktive sogenannte Root-Takahira-Abkommen schloß, in dem das Mächteverhältnis im Stillen Ozean anerkannt wurde.

So hatten die schlauen Japaner den mit den Ver. Staaten drohenden Konflikt hinausgeschoben und der Zeitgenosse war letzten Endes China, das naturgemäß durch die Zurückhaltung des amerikanischen Freundes

bitter enttäuscht war. Man hatte sich in Washington durch japanische Winkelzüge verwirren lassen. Der republikanische Umsturz in China bot dann den Ver. Staaten eine neue günstige Gelegenheit zur Befestigung und Verdichtung der freundschaftlichen Beziehungen mit China. War doch der Sieg der republikanischen Idee im Reich der Mitte nicht zum wenigsten dem höchst einflussreichen Briten amerikanischer Missionäre zu verdanken. Amerika gewann dadurch außerordentlich an Volkstümlichkeit, und eine Folge davon war, daß die Standard Oil Company die ausgedehnten Ölfelder in den Nordprovinzen von Szechuan und Chihli erwerben konnte. Der Reiz und die Wut der Japaner wurden durch diese öffentlichen Vorteile Amerikas in China aus höchster gesteigert, und die Festschließung der Japaner in der Provinz Shantung bedeutet die Gegenmine dieser gelben Eroberer, die zwar Amerika die ungetesteten Sympathien der chinesischen Republik nicht freitig machen können, dafür aber durch das Mittel der rohen Gewalt ihre Ziele desto besser erreichen. In ganz Japan und nicht minder in den Ver. Staaten wie in China ist man überzeugt, daß der nächste Krieg entbrennen wird um die endgültige Beherrschung des Stillen Ozeans. Für diese Auseinandersetzung spart Japan seine Kräfte auf, um ihrerzeitlichen Verzicht es auf die Entsendung von Truppen nach den europäischen Kriegsschauplätzen. In den Ver. Staaten aber wird die Menge derer immer größer, die schnell einen Waffengang mit den Gelben fordern, ehe Japan sich noch stärker machen, ehe es ganz China unterjochen und sich damit unbefleglich machen kann. Dieser große Kampf auf der andern Seite des Erdballes liegt daher nahe bevor, sein Beginn ist nur eine Frage der Zeit.

## Verschiedene Kriegsnachrichten.

Von der mil. Zentralbehörde zugelassene Nachrichten.

### Allgemeiner Angriff gegen Deutschland.

Italienische Blätter melden angeblich aus zuverlässiger Quelle, daß die Mächte des Dreiverbandes jede auf ihrem Kriegsschauplatz und zur See in kürzester Frist eine große gleichzeitige Unternehmung gegen Deutschland auszuführen gedenken. Dieser Vorstoß sei völlig vorbereitet. Dazu gehöre auch ein energischer Vorstoß der englischen Flotte gegen die deutschen Küsten. — (Es sind bekanntlich schon mehrere derartige Pläne zu Wasser geworden.)

### Das besetzte französische Gebiet.

Wie die Braunschweigische Landeszeitung erzählt, waren am 1. Januar 1915 insgesamt 2050 000 Deutscher französische Gebiete von Deutschen besetzt und in über 1 150 000 Deutscher waren deutsche Zivilverwaltungen eingerichtet.

### Das Mittel der deutschen Reserven.

Die unerschöpflich scheinenden deutschen Reserven des letzten Krieges sind nach manchen unablässigen seit Ausbruch des Krieges, und ein lebhafter Pressestreit ist darüber entbrannt. So veröffentlichte der „Tempo“ vor einiger Zeit einen ausführlichen Artikel, in dem an der Hand von statistischem Material nachgewiesen wurde, daß Deutschland Ende des Jahres 1914 noch über etwa 8 Mill. nichteingezogener wehrfähiger Männer verfügte. Der Artikel erwähnte die lebhafteste Kritik, und von anderer Seite wurden demgegenüber die deutschen Reserven auf höchstens vier Millionen geschätzt. In einer Erörterung erklärt jetzt der „Tempo“, daß seine erwähnte Ziffer sogar noch zu niedrig gegriffen sei und man die deutschen Reserven auf neun Millionen schätzen müsse. Zur Bekräftigung zitiert das Blatt einen Artikel der „Luzerner „Stampa“, in welchem die deutschen Reserven sogar auf zehn Millionen angegeben werden!

### Vorsicht, immer Vorsicht!

Diesen Mahnruf richtet eine englische Zeitung an die verdünnten Meerführer. Es sei anzunehmen, daß die Deutschen wieder versuchen würden, die Linie der Verbündeten in Frank-

reich zu durchbrechen. Augenblicklich sei die Jahreszeit dafür ungünstig, aber man dürfe erwarten, daß sie die erste beste Gelegenheit dazu benutzen würden. Daher scheine es für die Verbündeten zweckmäßig, so vor- sichtig wie möglich zu operieren, bis sie ihre volle Stärke erreicht hätten. General Joffre sei der rechte Mann für die gegenwärtige Lage. — Man merkt diesem hilflosen Gekrammel noch immer den Schreien über den deutschen Sieg bei Colfons an.

### Verluste der englischen Handelsflotte.

Die südamerikanische „La Plata Post“ vom 15. Dezember bringt auf Grund amtlicher englischer Meldungen eine Zusammenstellung der Verluste, die die englische Handelsmarine durch deutsche Kriegsschiffe erlitten. Die Angaben beziehen sich auf die Zeit vom Beginn des Krieges bis zum 5. November. Insgesamt wurden in diesen drei ersten Kriegsmonaten 153 Frachtschiffe vernichtet. Darunter befinden sich 52 größere Dampfer mit einem Rauminhalt von zusammen 243 992 Tonnen. Die Weigerung der Engländer, das Privateigentum im Seekrieg zu schonen, hat also dazu geführt, daß ihrer eigenen Handelsmarine recht empfindliche Verluste zugefügt wurden.

— Englische Blätter melden, daß die an die Familienhäupter gerichtete Aufforderung im ganzen die Anmeldung von rund dreihunderttausend jungen Leuten ergeben habe, die sich bereitwillig, bei der Armee oder bei der Flotte Dienst zu tun. — (Gemeldet haben sich ja schon mehrmals Hunderttausende, nur sind sie nicht eingetreten.)

— Nach einer Meldung des Reuterschen Bureaus waren als die Engländer am 14. Januar Swatopmund (Deutsch-Südwestafrika) einnahmen, die Gebäude der Stadt unbeschädigt, aber die elektrische Lichtanlage, der Sandungsplatz, die Telegraphenstation und die zugehörigen Instrumente waren zerstört.

— Die türkischen Behörden von Tripoli beriefen alle militärisch tüchtigen Männer dieses Bezirkes zur Stellung. Diese entflohen jedoch und vereinigten sich mit einer starken türkisch-bulgarischen Bande, die seit längerer Zeit die Umgebung von Tripoli und Radomliha heimlich.

— Das Osmanische Nachrichtenbureau erzählt, daß die Besetzung der persischen Stadt Sine große Begeisterung für den Krieg an den Tag lege; die hierauf bezüglichen Meldungen seien am letzten Freitag in der Hauptmoschee der Stadt unter großer Begeisterung der Gläubigen verlesen worden. Auch aus anderen Teilen Nordpersiens treffen Nachrichten ein, in denen von der Teilnahme der Kurden und anderer Eingeborenenmänner am heiligen Kriege Mitteilung gemacht wird. Viele spenden Geld für den Krieg; die Frauen opfern ihre Ohrgehänge für diesen Zweck.

### Die Lage in Südafrika.

Ein Amsterdamer Blatt teilt aus südafrikanischen und dachafrikanischen gesammelten Blättern einen ausführlichen Bericht über den Prozeß und die Hinrichtung des südafrikanischen Kommandanten Fourie mit. Der Kommandant, der mit großem Heldentum in den Tod einging, lagte in seiner hinterlassenen Verteidigungsrede:

„Ich bin ein geborener Transvaaler und bin unter republikanischer Flagge geboren. Ich kämpfte in dem letzten Kriege gegen die englische Regierung und wurde schwer verwundet in ein Lazarett gebracht. Ich wurde als verwundeter Gefangener von einem englischen Offizier mit dem Revolver blau gefesselt. Ich bezwang mein eigenes Gefühl, in der Hoffnung, daß die Engländer mit uns zusammenwirken würden, um ein glückliches Südafrika zu schaffen. Dieser Zustand hat einige Jahre gedauert, und meine Überzeugung ist, daß, wenn die Engländer die Gelegenheit hatten, das Empfinden der Afrikaner zu kränken, sie es mit Vergnügen täten. Gott weiß, daß sie mich oft in meinem Herzen kränkten.“

Als die Rede war von dem Kriege gegen Deutsch-Südwestafrika, war ich dagegen, weil ich nicht einsehen konnte, weshalb unsere Regierung den Krieg gegen Deutschland erklären sollte, das uns nichts Böses getan hatte. Ich konnte nicht

einsehen, weshalb unsere jungen Männer kämpfen sollten, um die Ehre Englands hochzuhalten. Wenn wir uns des Wortes von Sacher-Masoch erinnern, des Wortes am Fluß in Katal, des Wortes in Pietretief, den Koffern unter Anführung englischer Offiziere vollbrachten, wenn ich an die 30 000 Frauen und Kinder denke, die hingerichtet wurden, sehe ich nicht ein, weshalb ich für Englands Ehre eintreten sollte.

Ich weiß, daß die Regierung mich als Rebell betrachtet und über mich enttäuscht ist. Auch ich bin über die Regierung enttäuscht, die ich aufrichten half, für die ich mein Blut geopfert habe. Man spricht von gleichen Rechten. Letzten 10. Oktober ging ich nach dem Opernhaus zur Gedächtnisfeier für Präsident Kräger und hörte dort einer Rede über sein Leben saule Scheltworte, und während ein Geistlicher das Eröffnungsgebet sprach, wurde „Heil England“ gerufen und die Damen auf der Bühne mit weißen Eiern beworfen. Wenn das englische Geschick ist, so will ich darunter nicht leben. Es ist mir eine größere Ehre, hier als Geislinger zu stehen, denn als Offizier in der englischen Armee.“

In Kriegen, die Südafrika kennen, ist man sich darüber einig, daß der Krieger so bald nicht erlöchen wird. Die größte Wille gegen Dreyer und Genossen würde den Fehler, den Botha und Smuts mit der Hinrichtung Fouries begangen, nicht gutmachen können. Der Heldentum, mit dem Fourie in den Tod ging, werde keinem Lande und dem Bureaulement mehr nützen, als der hartnäckigste Widerstand gegen Bothas Politik es vermochte. Südafrika ist unheilbar in zwei Gruppen gespalten, die nicht aufhören werden einander zu bekämpfen, ehe nicht Englands Oberhoheit abgeschafft ist.

## Politische Rundschau.

### Deutschland.

Der Herzog und die Herzogin von Cumberland haben im Grundener Schloß ein Heim für Verwundete geschaffen. In einem Gespräch mit einem Wiener Journalisten erklärte der Herzog: „In dem gegenwärtigen Kriege fühle ich mich selbstverständlich als Deutscher, der ich ja von Geburt bin, und ich kann nur hoffen, daß der Krieg der verbündeten Armeen, der wahrlich keine leichte Aufgabe stellt, bald mit dem Siege für diese enden wird.“

Der in Stockholm beglaubigte deutsche Gesandte v. Reichensau ist für einige Wochen nach Wiesbaden gereist, um sich einer dringenden Kur zu unterziehen. Die Stockholmer Presse wünscht seine baldige Wiederkehr, mit dem Hinweis, es könnte in den folgenden Monaten die politische Lage vielleicht derart sein, daß die feste Gegenwart des Gesandten erforderlich sei.

Aber den Arbeitsplan des preussischen Landtags, der im Februar zusammentritt, haben im Ministerium des Innern Vorschläge mit den Führern aller Fraktionen halbesunden. Sie haben sich auf das erklärt, was man „Bürgerversammlung“ nennt, das heißt Verzicht auf parteipolitische Auseinandersetzungen in diesen Kriegsjahren. Es wird jeder Partei in der zu bildenden erweiterten Budgetkommission Gelegenheit gegeben werden, ihre Wünsche und Wünsche darzulegen. An parteipolitische Kämpfe oder scharfe Auseinandersetzungen im Plenum glaubt man nicht, sondern man nimmt an, daß diese allgemein vermieden werden.

### Italien.

Die Leitung der sozialistischen Partei, die in Florenz zusammengetreten ist, hat eine Tagesordnung zugunsten der Neutralität Italiens angenommen und beschlossen, in diesem Sinne eine lebhaft propagandistische zu entfalten und in ganz Italien Versammlungen auf den 21. Februar anzuordnen.

### Balkanstaaten.

In dem bulgarischen Blatt „Seara“ warnt ein Mitglied der Regierung Rumänien, sich in den Dienst der russischen Interessen zu stellen. Es wäre Bahnlina, die günstige Lage Rumänien leichtfertig aus Spiel zu legen. Der halbamtliche „Vittorio“ schreibt in demselben Sinne. Er erklärt, je mehr der europäische Krieg vorschreite, desto klarer zeige sich, wo Rumänien's Interessen liegen. Die Rumänen dürfen nur ihren eigenen Interessen dienen.

## Es braut ein Ruf.

80) Erzählung von Max Brandt-Denart.

Karl von Carsten war zur Besinnung gekommen und fragte lehnstuchhoch nach seinen Angehörigen, nach dem Ort, wo er sich befände und nach laulend anderen Dingen, die einen müden Geist beschäftigen, der nach langer Trübsal wieder in das bewußte Sein zurückkehrt.

Er hatte jetzt die gesunde Hand unter seinen Kopf geholt und sah seiner Pflegerin in die rätselhaften Augen.

Sie legte ihm und sanft die Hand auf seine heiße Stirn und bat ihn, sich wieder nieder zu legen. Gehorsam wie ein Kind ließ er sich von ihr in die Kissen fallen und schloß die Augen, die noch immer die Trauen der Schlacht sahen.

Ganz beifam Strich der Hohenindower Gutsherr über die Sitten der Kubenden. Dann drückte er noch einmal die Hand der Pflegerin und wandte sich zur Tür.

Edwin aber trat an das Lager und flüsterte ihr zu:

„Sie werden noch heute die Stadt verlassen. Wenn ich heute Nacht noch einmal meinen Bruder besuche, will ich Sie nicht mehr wiedersehen.“

Sie neigte wie unter Autensieben das Haupt, als sie erwiderte:

„Ich gehe, aber wir werden uns wiedersehen.“

„Niemals!“

„Bestimmt!“ beharrte sie.

Als die beiden über den Marktplatz schritten, wies der alte Herr auf ein paar Soldaten, die eilig vorüberliefen.

„Sie sind von den Einundvierzigern,“ sagte er.

Edwin schrak zusammen. Im helken Erleben der letzten Stunden hatte er gar nicht daran gedacht, daß ja auch sein Bruder Ernst bei den Sturmenden gewesen sein mußte.

Er hatte sich jedoch noch einmal mit der Begegnung beschäftigt, die er sich noch immer nicht erklären konnte. Seit er mit seinem Vater die Kommandantur verlassen hatte, fragte er sich immer wieder, wie das Welt, das er fern jenseits der Grenze glaubte, ihm gerade hier begegnen konnte, hier, wo er seine Nerven und seine ganze Kraft gebrauchte.

Wie eine leise Aene besiel es ihn, daß er so harte Worte zu ihr gesprochen hatte und wenn er sich auch sagte, daß sie ihn verraten, daß sie mit ihm gespielt hatte, so konnte er sich doch die Tatsache nicht erklären, daß sie, das Kind aus verwöhntem Hause, Samariterin geworden war, daß sie die niedrigsten Dienste verrichtete, und daß sie sich ganz der Pflege seines Bruders gewidmet hatte. Konnte das nur geschehen sein, um ihm zu schaden, konnte das geschehen sein, um der Sache des Vaterlandes zu schaden. Und je ruhiger er sich diese Frage vorlegte, je mehr er sich demühte, sie sich mit Ja zu beantworten, je eindringlicher tief ihm eine innere Stimme ein Nein zu.

Aus solchem Zwiepsalt riß ihn jetzt der Vater.

Er winkte den Soldaten und fragte sie nach dem Oberleutnant Carjen.

Keiner der beiden Leute wollte mit einer Antwort heraus.

„Na, Kinder, wißt ihr nicht, wo euer Oberleutnant ist?“

„Ja, Besehl!“

„Na also, dann rous mit der Sprache.“

„Oberleutnant von Carjen vom ersten Juge ist nach dem Sturm auf die Vorstadt vermischt gemeldet.“

Edwin von Carsten winkle ab.

Er reichte seinem Vater schweigend die Hand. Das sollte ein Trostwort erziehen und war doch nur das Zeugnis eines ungeheuren Schmerzes.

Sie sprachen kein Wort, als sie jetzt die Treppen zu der alten Wohnung Edwins hinaufstiegen.

Es war noch alles unverändert. Da stand noch auf der niedrigen wadligen Kommode das Bild Amelies, auf dem Schreibeisch lag noch der angefangene Brief, den Edwin an seinen Vater hatte schreiben wollen, als nachts der Befehl zum Ausrücken gekommen war.

Hier warf sich der alte Herr auf das Sofa und ein schweres Stöhnen gab Kunde von seinen inneren Schmerzen. Der junge Offizier versuchte nicht, den Vater zu trösten. Er wußte sehr wohl, daß der sich schnell wiederfinden, wenn er seinem Schmerz einen Augenblick freien Lauf gelassen haben würde.

„Edwin, ich werde hier bleiben, bis ich der Mutter Nachricht von ihren Jungen bringen kann,“ sagte er endlich.

Die beiden Männer sahen die selbstverständlich zur Verfügung, Vater, nur, meine ich, daß du vielleicht lieber die Erlaubnis er-

wirken solltest, Karl nach Hause zu nehmen. Es ist doch immerhin möglich, daß er hier nicht die nötige Ruhe hat.“

Der Hohenindower sah seinen Jüngsten überrascht an. Es klang da etwas aus seinen Worten, über dessen Bedeutung er sich nicht gleich ganz klar wurde.

„Ich meine,“ ergänzte Edwin, „daß hier an der Grenze doch immerhin die Möglichkeit besteht, daß —“

„Gut, mein Sohn, ich danke dir. Jetzt verheiß ich schon, glaubst du, daß wir mit ihm in der Heimat auf Hohenindower sicher sein werden?“

„Das glaube ich bestimmt annehmen zu dürfen. Ich habe allerdings auch keine dienstlichen Andeutungen darüber, ob sie hierher noch einmal wiederkommen können. Aber die unmittelbare Nähe Velfors macht es doch beinahe zur Gewissheit, daß sie immer wieder versuchen werden, mit starken Streitkräften hier durchzubrechen.“

„Ich werde also sofort die nötigen Schritte tun.“

Von der Straße her erschollen in diesem Augenblick langgezogene Trommelklänge und in der Ferne verklang Trompetensignale.

„Wahr, Vater, ich muß weiter. Auf Wiedersehen.“

Der Hohenindower Gutsherr umarmte seinen Sohn in einer ihm sonst fremden Mäßigung.

„Verzeih mir,“ rief er hervor.

Edwin umarmte den Alten und eilte hinaus.